



22

Dinge passieren. Menschen auch, sagt jedenfalls Esther Zinn. Dass das Eingeständnis ihrer Existenz, eines unehelichen Kindes, Probleme bereitet, erfährt in besonderer Weise auch ihr Sohn – auf der Beerdigung seines Großvaters, dem Vater seiner Mutter.

Der Roman »Sonne, Mond, Zinn« widmet sich einem existentiellen Thema in einer sehr poetischen wie klaren Sprache und macht dabei die Wichtigkeit und Härte des Sujets deutlich: Es geht um die Liebe der Eltern und die Liebe, die die Kinder ihren Eltern entgegenbringen. Und darum, wie Grausamkeit die Schicksale lenkt, wenn sie fehlt.

Die Geschichte um Esther Zinn bewegt sich zwischen Wirklichkeiten und Möglichkeiten, Erinnerungen und Sehnsüchten und führt die Leser*innen in weite Ferne bis an den äußersten Rand unseres Sonnensystems.

Alexandra Riedel, geboren 1980 in Süddeutschland und aufgewachsen in Norddeutschland, studierte Kunstgeschichte und Neuere deutsche Literatur an der Humboldt-Universität Berlin. Danach folgte ein Masterstudium am Deutschen Literaturinstitut Leipzig. 2014 war sie unter den Finalist*innen beim 22. Open Mike. Veröffentlichungen in: Ausstellungskatalog »Object is Meditation and Poetry« des GRASSI Museums für Angewandte Kunst (2017), Tippgemeinschaft (2016, 2015). Alexandra Riedel lebt in Berlin.

Alexandra Riedel

SONNE MOND ZINN

ROMAN

VERBRECHER VERLAG

*Was wir die Wirklichkeit nennen, ist eine bestimmte
Beziehung zwischen Empfindungen und Erinnerungen,
die uns gleichzeitig umgeben ...*

Marcel Proust

Stories are where memories go when they're forgotten.

Doctor Who

Erste Auflage
© Verbrecher Verlag 2020
www.verbrecherei.de

Satz: Christian Walter
Druck: CPI Clausen & Bosse, Leck

ISBN 978-3-95732-423-8

Printed in Germany

Der Verlag dankt Lealina Grün, Franca Pape und Luise Römer..

Alles in allem hatte ich nicht mehr gesagt als: Ja, am Apparat. Ja, ich werde da sein. Ja, danke, bis dahin.

Ob sie mit Gustav Zinn spreche?

Ja, am Apparat.

Guten Tag. Isolde Hamann ihr Name. Sie sei die Gattin von Anton Hamann und rufe an, um mitzuteilen, dass dieser vor wenigen Tagen verstorben sei.

Ihre Stimme wie geölt. Keine Spur von Heiserkeit, kein Räuspern.

Die Begräbnisfeier beginne morgen um elf Uhr. Anschließend treffe man sich im Haus der Familie. Ein gemeinsames Essen und ein Spaziergang seien geplant. Für Personen, die von weither anreisen, gebe es genügend Übernachtungsmöglichkeiten.

Sie sprach deutlich, überdeutlich, fast monoton, brach auch keinen Satz ab. Kein: Tja, ich weiß nicht, ob Sie, naja. Oder: Sie werden sich fragen, natürlich. Oder: Es wäre durchaus, Sie verstehen. Ja, das hätte sie sagen können.

Frau Hamann, die Witwe, schien alles im Griff zu haben. Sich, die Situation und auch mich. Ich sah sie deutlich vor mir. In gerader Haltung und mit strenger Miene. Ihr Haar zu einem festen Knoten am Hinterkopf zusammengebunden. Ihr Hals von einem rüschenartigen Stehkragen verdeckt.

Sie fragte, ob, nannte mir die Adresse und verabschiedete sich. Auf Wiedersehen, sagte sie und ich: Ja, danke, bis dahin. Dann legte ich auf, drehte den Monitor ein Stück zur Seite und schaute über die rot-weiße Dachmarkierung des Flughafentowers hinweg.

Dichter Nebel lag über der See, das Festland war nicht einmal mehr schemenhaft zu erkennen. Die Start- und Landebahn leer, mein Funkgerät stumm, der Container für den Check-in geschlossen. Davor standen ein paar Touristen. Sie wussten nicht, was tun, waren verwundert.

Dabei ist Seenebel im Sommer nichts Ungewöhnliches. Ich weiß das, Rainer vom Check-in weiß das, und die Piloten wissen das. Eigentlich alle, die auf einer Insel oder wenigstens in Küstennähe leben. Doch neunundneunzig Prozent unserer Touristen leben eben nicht auf einer Insel oder in Küstennähe, wissen es also nicht. Sie steigen dann schnaufend die Stufen zum Tower herauf, und ich muss ihnen erklären, wieso, weshalb, warum: Seenebel entstehe oft unter Hochdruckeinfluss, meist über Nacht, manchmal auch früh am Morgen, ganz plötzlich und so weiter. Nein, keine Radarflüge. Nein, ausschließlich Sichtflüge. Eintausendfünfhundert Meter Sicht müsse sein. Nein, es seien keine eintausendfünfhundert Meter. Die Landebahn liege bei achthundert Metern, dahinter nichts, nur Nebel.

Manchmal braucht es etwas Geduld mit dem Wetter und den Touristen.

Der Wind hatte bereits um sieben Uhr in der Früh auf zweihundertfünfundzwanzig Grad gedreht und mit durchschnittlich dreißig Knoten feuchtwarme Luft auf die Insel gebracht. Nicht zu ändern. Dann Rainers Schulterzucken. Ich solle die Passagiere zum

Hafen, zur Fähre schicken und ihn anrufen, falls der Wind abnehme, wieder Land in Sicht sei.

Wann?, hatten die Flugpassagiere von mir wissen wollen. Wann könne man wieder mit dem nächsten Flug rechnen?

So ein Nebel könne über Stunden anhalten, mitunter über Tage, ebenso lange, wie der Zustrom feuchtwarmer Luft erhalten bleibe.

Und er blieb erhalten, dieser Nebel. Bis zum frühen Abend. Ich musste also die letzte Fähre nehmen, um aufs Festland zu kommen, um mir am Hafen einen Wagen zu mieten, um loszufahren.

Natürlich kann von Müssen keine Rede sein. Niemand zwang mich. Ich tat es einfach.

Ich war perplex gewesen, erstmals von einem der Hamanns selbst zu hören. Vermutlich hatte ich deshalb zugesagt. Letztlich aber verpflichtete mich auch das zu nichts. Ich war ihnen nie begegnet, war ihnen nichts schuldig, hätte einfach anrufen und sagen können: Seenebel, ganz plötzlich, keine Möglichkeit, die Insel rechtzeitig zu verlassen und so weiter. Stattdessen rief ich meinen Chef an, sagte ihm, ich müsse für einen Tag von der Insel.

In Ordnung, sagte er nur, stellte keine Fragen.

Dann fuhr ich los, fuhr hin und bin noch immer da, in dieser Stadt, deiner Geburtsstadt. Aber ja, ich hätte sogar ohne ein Wort der Rechtfertigung wegbleiben können.

Monotones Rauschen. Erst auf See, später auf Asphalt.

Nachdem die Sonne untergegangen war, hatte ich an einer Autobahnraststätte Halt gemacht. Die Reklame der Tankstelle tauchte den flachen Anbau in blaues Licht.

Im Inneren roch es nach Brühwürsten und Frittierfett. Ein Mann warf Münzen in einen Spielautomaten, wartete, drückte ein paar Tasten und suchte in seiner Hosentasche nach weiterem Kleingeld.

Wir waren die einzigen Gäste, gähnten gleichzeitig, und in den Fensterscheiben spiegelten sich unsere müden Gesichter.

Herr Anton Hamann, dein Vater, mein Großvater: gestorben. Und woran? Ich hatte nicht gefragt.

Sie, Frau Hamann, die Witwe, würde es mir später noch sagen, nach der Beerdigung, im Garten stehend, bei Sonnenschein, ohne einen Satz abzubrechen.

Dinge passieren. Menschen auch, sagtest du immer, wenn du von deinem Vater sprachst.

Irgendwann machte ich mir deine Aussage zu eigen, denn schließlich war auch ich passiert. Alles vererbt, füge ich manchmal noch knapp hinzu, aber es kostet mich immer Mühe, bei all dem zu lächeln. Und doch ist es so: Väter spielten bisher keine Rolle in unserem Leben, weder in deinem noch in meinem. Das war immer unser kleinster gemeinsamer Nenner, deiner und meiner.

Es heißt, neunzig Prozent aller Menschen gehen fremd. Allerdings zählte dein Vater im Unterschied zu meinem noch zu jenen fünfzehn Prozent, deren Seitensprünge länger als eine Nacht andauerten. Also kein unüberlegter Hüpfen, bei dem die Arme plötzlich vor Schreck hochgerissen wurden, sondern einer von den weiteren Sprüngen, ein Sprung, bei dem die Arme lustvoll und genüsslich in der Luft kreisten. Der beste Weitspringer schaffte fast neun Meter, heißt es.

Dein Vater war Astronom. Soviel hatte dir deine Mutter erzählt, doch du wusstest nicht, wie lange das Verhältnis zwischen ihr und deinem Vater angehalten hatte. Du erinnerst dich allerdings an einen ganz bestimmten Mann, den du für deinen Vater hieltest. Vielleicht zu Recht.

Jedenfalls sagtest du, als Kind habest du diesen Mann auffällig oft gesehen, vom Fenster aus, im Weggehen mit der Mutter, den